

Aus dem Reich der aufgehenden Sonne [Schluss]

Autor(en): **Rodt, Cäcilie von**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **8 (1904)**

PDF erstellt am: **11.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573477>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus dem Reich der aufgehenden Sonne.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Mit einundzwanzig Abbildungen.

(Schluß).



Junge Japanerin.

So malerisch und stimmungsvoll Japan ist, wie kaum ein anderes Land, so hat dennoch der Globetrotter zuweilen das Gefühl einer gewissen Einförmigkeit. Nicht an der Natur liegt das, glaube ich, wohl aber in der Vorliebe der Japaner, immer wieder nach einem bestimmten Vorbild Dörfer, Gärten, Tempel und Haine anzulegen. Mit feinem Blick für alles Schöne und Malerische begabt, stellten sie namentlich früher ihre Heiligtümer auf Höhen oder in lauschige Bergmulden. Sie pflanzten herrliche Kryptomerien, Kampferbäume und „Stychos“ (Salisburia

adamantifolia) als dichte, weite Haine darum und ließen besonders die Kryptomerien als lange Allee mit einer doppelten Reihe feinerer oder bronzener Laternen zur sogenannten Torii führen, jenem sonderbaren galgenförmigen Abzeichen der Shintotempel. Vor drei- und vierhundert Jahren gepflanzt, unrauschen noch heute die ehrwürdigen Baumriesen als treue Wächter die Wohnungen der Götter. Manchen Hain, wie den schönen von Nara bei Kioto (s. Abb. S. 250), beleben zahlreiche Hirse und Rebe. Gewohnt, eine besondere Stuchenart von jedem Besucher zu erhalten, drängen sie sich keck vertraulich heran und folgen oft lange Strecken dem Fremden. Sehr zahm sind auch die Schildkröten und Goldfische in dem großen Tempelteich, offenbar gehören sie zu den heiligen Tieren. Im übrigen halte ich die Japaner nicht gerade für tierliebend. Man sieht wenig Pferde und Hunde und diese wenigen schlecht gehalten, auch nahezu kein Zugvieh. Die lieben geflügelten Sänger fehlen gänzlich; nur die riesige japanische Grille erfüllt die Luft mit ihrem einförmigen sonderbaren Lied.

Die schönsten Tempel stehen in Nikko. Nicht gotische Meisterwerke, nicht griechische Säulenhallen dürfen wir uns darunter vorstellen. Nicht kostbarer Marmor, sondern einfaches Holz ist das Material, aus dem sie gebildet sind. Ein schweres, bizarr geschweiftes Dach bedeckt den meist weder hohen noch großen Bau. Viele Häuser gehören übrigens noch zum Haupttempel, wie Pagode, Priester- und Priesterinnenwohnungen, Stallung für das heilige Pony, ein Glockenhaus, große Torbauten, Torii und ein steinernes Wasserbecken, in das ein herrlicher Bronzedrache Wasser speit (s. Abb. S. 250). Ein Dach wölbt sich über dem Wasser, an dessen Sparren buntfarbige Handtücher, Spenden der Gläubigen, hängen; denn jeder Peter wäscht sich hier die Hände, bevor er die oft langen zum Tempel führenden Treppen hinaufsteigt. An Torii und Weislaternen vorbei tritt er durch einen Hof vor ein mehr oder weniger reich geschmütztes Tor, an dem zu beiden Seiten Gallerien laufen. Unser Bild (S. 251) zeigt gerade das einfachste aller Tore Nikkos. Dahinter liegt der Haupttempel, wir sehen hier nur sein schweres Dach.

Die meisten und prächtigsten Heiligtümer Nikkos sind dem einheimischen uralten Shintokultus geweiht. Als im sechsten Jahrhundert der Buddhismus aus Indien über Korea in das Land eindrang, vermischte er sich allmählich mehr oder weniger mit dem Shintoismus. Eine Religion entlehnte von der andern äußere Formen und innere Anschauungen. Der Glaube des

Volkes ist dabei nicht gefördert worden: er gilt für lau, und man sagt, ein Japaner bete nur dann, wann er von der Gottheit etwas zu erbitten habe.

Die alten Shintobekenner verehrten die Sonnengöttin, sie hatten und haben noch eine unbestimmte Idee von der Unsterblichkeit der Seele, einer zukünftigen Existenz, Belohnungen und Strafen. Himmlische Richter fällen einem jeden sein Urteil: die Guten ziehen in das selige Reich der Kami oder Götter ein, die Bösen werden in die Hölle gestürzt. Die Hauptpflichten eines Frommen sind:

1. Bewahrung des ewigen Feuers als Sinnbild der Reinheit.
2. Reinheit der Seele und des Herzens durch Gehorsam gegen die Gesetze der Religion und Vernunft, des Körpers durch Enthaltung von jeder unreinen Handlung.
3. Genaue Beobachtung der Festtage.
4. Pilgerfahrten.
5. Verehrung der Götter in Tempel und Haus.

Ich habe mich meiner Schuhe entledigt und betrete den Haupttempel. Einzelheiten beschreiben, wer könnte es? Entzückt schwelgt das Auge in der feinen Harmonie der Farben, in der reichen und bei alldem diskreten Verwendung des Goldes. Wie schön spielt es auf dem Altar, an den rotbraunen Wänden und den dunkeln Balken der Decke! Vergoldete Drachen winden sich dem Ungläubigen entgegen, werfen ihm drohende Blicke zu und sperren schreckliche Mäuler mit ihrer Doppelreihe spitziger Zähne weit auf. Farbenschimmerge, geschmützte Fasane und Pfauen fliegen in wunderbarer Naturtreue längs dem schön gearbeiteten breiten Fries. Vogel Phönix scheint im Begriff, mit ausgebreiteten Flügeln die Erde zu verlassen, um emporzufliegen in die ewig glücklichen Regionen des Himmels.

Ein Gläubiger naht. Dreimal klatscht er in die Hände oder schlägt an die nahe Glocke, um die Gottheit auf seine Gegenwart aufmerksam zu machen; dann verbeugt er sich, liest ein kurzes Gebet, wirft einige Kupfermünzen in einen gewaltig großen Geldkasten und entfernt sich. Ein oder mehrere andere Beter lösen ihn ab. Das Ganze hat kaum eine Minute gedauert, und nun darf der Rest des Tages in heiterer Erholung zugebracht werden; denn Seufzer und betrübte Gesichter würden der Gottheit mißfällig sein. Damit der Gläubige nicht allzuweit seinem Vergnügen nachzugehen braucht, hiedeln sich mancherorts — nicht in Nikko — Teehäuser, Schaubuden und Theater in unmittelbarer Nähe des Tempels an, und die ehrwürdigen



Eine „Torii“.

Bäume des heiligen Gains müssen ihre Schatten zugleich auch über den japanischen Tengel-Tangel ausbreiten.

Ich habe in meinem Werk „Reise einer Schweizerin um die Welt“ ausführlich das Volksleben in und um den Asakusatempel bei Tokio geschildert und dabei über das japanische Theater gesprochen. Der *Ringier* dagegen habe ich keine Erwähnung getan, und doch genießen ihre gewichtigen Personen kein kleines Ansehen im Lande der aufgehenden Sonne. Gleich den spanischen Stierkämpfern sind sie Nationalhelden, große Herren, die man mit Geschenken überhäuft, denen nicht nur auf der Bühne, sondern wo sie sich auf der Straße zeigen, zugejubelt wird. Neugierlich schon fallen sie durch Größe und Beleihtheit auf in diesem Land der kleinen, zierlichen, schlanken Gestalten. Das lange, rückwärtsgekämmte Haar wird zum glatten dichten Zopf gedreht und wie bei einer europäischen Dame in langer Schleife aufgebunden.

Die Sumotori — so lautet ihr japanischer Name — bilden eine Genossenschaft und erstreben durch maßloses Essen und Trinken die größtmögliche Stärke und Schwere zu erlangen. Im Frühjahr besonders pflegen sie große Ringspiele zu veranstalten, wobei die berühmtesten Kämpen dem enthusiastischen Volk ihre Kunst zeigen. Ich habe im heiligen Bezirk des Asakusatempels zu Tokio nur Sterne dritten oder gar vierten Ranges auftreten sehen.

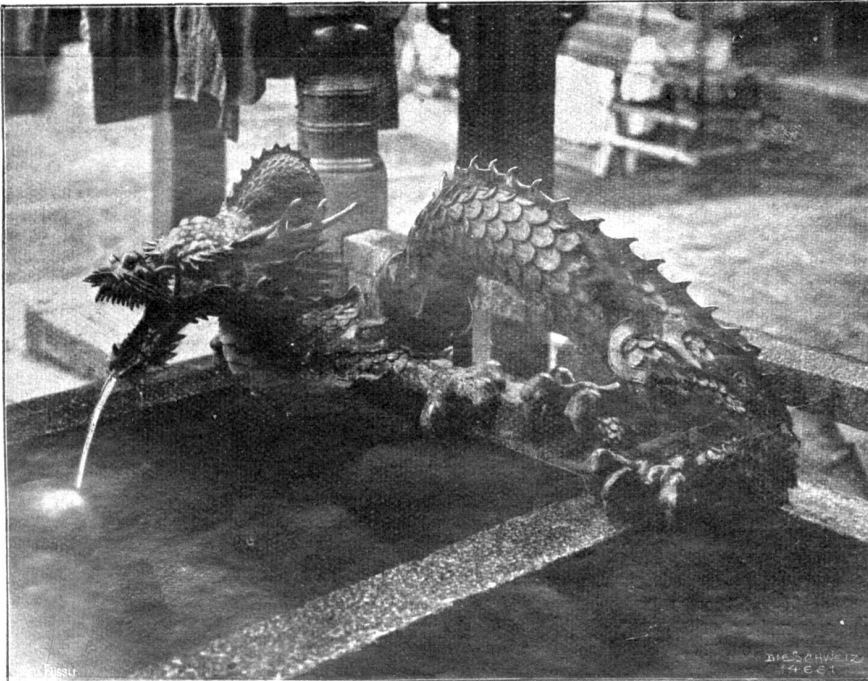


Tempelhain zu Nara.

Bescheiden auch war das Sumo (Ringtheater). Aber der davorhockende Pantenschläger hätte nicht nötig gehabt, so grausam sein Instrument zu bearbeiten; denn sowieso lief das Publikum in Scharen herbei. Der enge Verschlag der Kasse war durch große, mit buntem Papier verzierte Fässer noch enger gemacht. Mit Reiswein angefüllt, sind sie die Gaben begeisterter Verehrer des edeln Ringsports. Nicht genug! Von einem beweglichen Gerüst hingen Zettel herunter, und darauf standen in großen Zahlen die großen Summen angemerkt, womit o San K. oder o San Y. („der ehrenwerte Herr K. oder Y.“) den oder jenen siegreichen Ringler beglückte.

Endlich vermittelt einer hölzernen Eintrittskarte gelangte ich in den heißen, überfüllten Raum. Kopf an Kopf gedrängt hockten sie da, Männlein, Weiblein und die lieben Kleinen, hockten schon seit vormittags zehn Uhr und werden sicherlich noch abends zehn Uhr da gewesen sein.

In der Mitte, etwa ein Meter höher als der Zuschauerraum, stand eine kleine runde, mit einem Baldachin bedeckte Arena. Zwei nackte, nur mit einer grüngoldenen Schürze bekleidete Herkulesse schienen den engen Raum vollständig auszufüllen. Sie hielten sich wie unsere Schwinger dicht umschlungen. Eine schlanke, altertümlich und reich gekleidete Gestalt hielt sich in ihrer nächsten Nähe. Bald fächelte sie den Erhitzten Kühlung zu, bald spornte sie die Gifrigen durch Zuruf noch mehr an, was dem Gackern einer eierlegenden Henne täuschend ähnlich klang. Möglich ohne Schlag und ohne Stoß — beides ist den japanischen Sumotori verboten — hatte ein Gegner den andern



Brunnen mit Bronzedrachen in Nikko.



Tempel in Nikko.

an den Rand der Arena gedrängt. Ein Fuß streckte sich ins Leere hinaus, und damit war die Niederlage seines Besitzers ausgesprochen. Eine kurze Pause. Ein neues Ringepaar trat auf. Das wievielte wohl? Doch zuerst betritt die menschliche Henne, Goazi genannt, die Arena, streckt seinen Fächer aus, verbeugt sich unendlich tief nach allen Seiten hin und ruft in höchsten Füsteltönen die Namen der neuen Sumotori aus. Die beiden Recken trinken erst etwas Wasser, trocknen sich die schweißigen Hände ab, heben grüßend die Arme mit gespreizten Fingern dem Gegner entgegen; dann geht es los.

Die japanischen Ringer leisten Außerordentliches, und gegenwärtig besonders, wo in Japans Schulen viel Zeit auf Turnen und Exerzieren verwendet wird, spielen sie, wie schon gesagt, eine große Rolle im Land.

Von den Ringkämpfern im Asakusabiertel ins Uenoparkmuseum ist der Sprung etwas unvermittelt; aber an einen jähen Wechsel der Eindrücke muß sich ja der Globetrotter vor allem gewöhnen. Das einer Großstadt würdige Uenoparkmuseum ist reichhaltig, interessant, wird von Fremden und Einheimischen viel besucht. Zu seiner Popularität bei letztern trägt sicherlich der lächerlich billige Eintrittspreis von drei Sen (acht Rappen) bei. In eine Beschreibung der herrlichen Bronzen-, Cloisonné- und Lackarbeiten aus alter und neuer Zeit will ich mich hier nicht vertiefen, wohl aber der japanischen Malerei etwas eingehendere Worte widmen.

Hier fand ich schon Bilder aus dem sechsten und siebten Jahrhundert: starre steife Gestalten, Darstellungen aus dem Leben Buddhas und bis ins dreizehnte Jahrhundert ihren Stoff nur aus der Religion schöpfend. Das ist die alte Schule. Allmählich kam eine neue Aera: kühne Heldentaten der Vorfahren und Vorwürfe aus der einheimischen Sagenwelt wurden mit zartem Pinsel dargestellt, das Detail liebevoll behandelt, und eine gewisse konventionelle Manie-

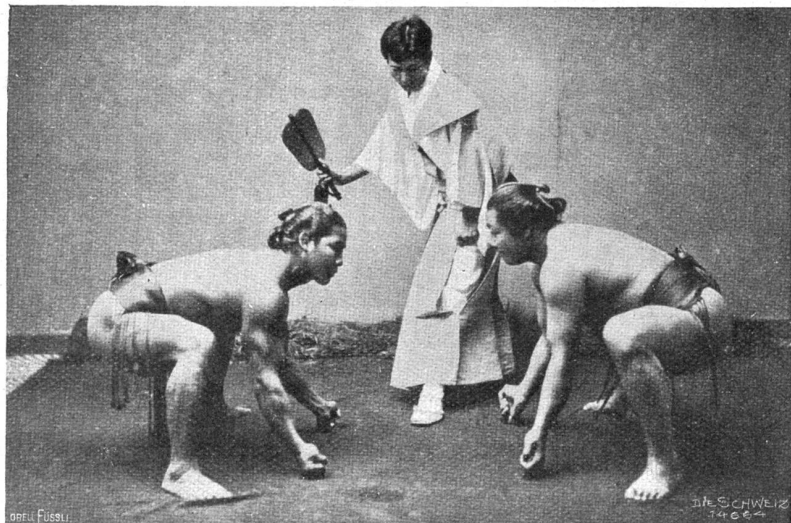
riertheit in der Darstellung menschlicher Figuren machte sich bemerkbar. Diese Richtung nahm den Namen Tosaj Schule an. Ihr folgte im fünfzehnten Jahrhundert die noch jetzt existierende Kano Schule, so benannt nach Kano Masanobu, der um 1424 lebte. Dazwischen vertrat die sogenannte Toba Schule das humoristisch = satirische Element, das im achtzehnten Jahrhundert durch Hokusai besonders gepflegt wurde.

So hat das fernere Japan schon viele Jahrhunderte vor seiner Modernisierung und Jogenannten Zivilisation die edle Malerkunst gepflegt, und derselbe Kultus, wie wir ihn mit Rafael, Tizian, Leonardo da Vinci, Rubens treiben, schwebt in Japan um die Namen eines Kano Masanobu und eines Kano Motonobu. Auf kaum mehr in ihren Umrissen erkennbare Skizzen wurde ich mehrmals in Palästen und Tempeln aufmerksam gemacht. „O Kano Masanobu San!“ („Omherrn Herrn Kano Masanobu!“) flüster-

ten fast andächtig die schmalen Lippen des Führers, und der schlürfende Ton des Luftaufziehens durch die Nase wurde hörbar. Diesen für uns so komischen Laut wendet der Sohn Nippons stets an, wenn es ihm um Höflichkeit und Ehrerbietung zu tun ist.

Aus der Vermischung obengenannter Schulen hat sich die Malkunst der Japaner gebildet, die immer wieder unsere Bewunderung und unser Entzücken hervorruft: leichte, fest hingeworfene Aquarelle und Tuschezeichnungen, naturgetreue Szenen aus dem Alltagsleben, graziöse Blütenzweige, fliegende Reiher und Gänse, zierliche Vögelchen und Schmetterlinge, stolz sich brüstende Hähne, wogende Bambusbüschel und kühn daraus springende Tiger, leicht skizzierte, poetisch empfundene Landschaften. All das wird so lebenswahr hingeworfen, wie es nur einem feinen Beobachter und Liebhaber der Natur möglich ist.

In Japan malte und malt man viel; auch bilden sich zahl-



Japanische Ringer.

reiche Japaner auf europäischen Malkschulen aus. Doch hier wird ihnen ihr wunderbares Anpassungs- und Nachahmungsvermögen zum Fallstrick; sie verlieren sofort ihre reizende Eigenart, und je nach dem Ort, wo sie studieren, tritt französisches, deutsches oder englisches Können an die Stelle.

In Kioto bot sich mir die willkommene Gelegenheit, einen japanischen Mafael bei der Arbeit zu belauschen. Er lag auf dem Bauch vor einem mit Seide bespannten Rahmen. Von einer Vorlage, einer noch so leichten Bleistiftangabe auf der Seide bemerkte ich keine Spur. Mit einigen leicht hingeworfenen Strichen malte er, den Pinsel stets ganz senkrecht haltend, etwas Blätterwerk, dem bald ein knorriger dunkler Baumstamm in kühner kräftiger Ausführung folgte. Ebenso wurde eine Straße mit aufsteigendem Terrain entworfen. Hierauf machte er sich sofort an den Hintergrund, den er ganz matt in düstern leichten Farbenabstufungen so hielt, daß sich schon jetzt Baum und Straße scharf und wirkungsvoll abhoben. Um mich noch mehr zu verblüffen, ergriff er ein Stück Papier, skizzierte einen Pferdekopf, dann denjenigen des Reiters. Nun entstanden die Beine des Pferdes und des Mannes. Unmöglich zu erraten, was werden sollte! Da, mit wenigen Pinselstrichen vereinigte er die zerstreuten Gliedmaßen, fügte die Schatten gleich bei, und in wenigen Minuten war ein hübsches Bild entstanden.

Ich schaute mich hierauf im Atelier um. Der nicht große Raum war wie immer mit einer sauberen Matte bedeckt, und das gewöhnliche Mobiliar eines japanischen Zimmers fehlte auch hier nicht: ein kleines niedriges feines Lacktischchen, ein besonders schön gemalter Bijobus (spanische Wand), ein bronzenes Feuerbecken, Hibachi genannt, auf dem der Tee bereitet wird, und das Tabakobon, ein Behälter für Pfeifen und Tabak. Daß ich bei einem Maler auf Besuch war, zeigten mir an der Wand lehrende, auf Holzrahmen gespannte, angefangene Malereien, ein hohes mit Pinseln aller Größe gefülltes Gefäß und verschiedene auf der Erde herumstehende Käpfchen mit Farben.

Ah, wie würde sich unser Maler über das Atelier eines

Lenbach, Franz Stuck, Eduard Grügner wundern! Freilich, wo ließen sich die stilvollen Möbel anbringen, die schweren Draperien und noch schwereren Delbilder mit ihren kostbaren breiten Rahmen befestigen? Das Häuschen unseres Künstlers ist ja größtenteils aus Papier; seine Außenwände, Fusuma genannt, lassen sich ineinanderschieben oder gar ganz herausheben, jenachdem der Besitzer sich nach Luft, Licht und Desseutlichkeit sehnt.

Nur in wenigen Räumen des japanischen Hauses gibt es je eine leicht gemauerte feste Wand. An diese wird ein kleines Gemach, eine Art Erker, gebaut, das eine Stufe höher gelegen ist als der übrige Teil des Zimmers. Darenin werden eine schöne Vase, einige zierliche Nippjachen gestellt, an die Wand einige gute Stafemonos (rahmenlose, länglich schmale Bilder) gehängt; die lassen sich zusammenrollen und werden oft gewechselt. Ihre Herstellung bildet nebst Fächer, Bijobus und einem Ständer nach Art unserer Kaminschirme, auf dessen japanischen Namen ich mich nicht erinnere, die Hauptartifel des hiesigen Malers.

Seine Stoffe holt er sich in der freien Natur. Mag er in seinem Miniaturgärtchen weilen oder im Schatten feierlicher Tempelhaine, mag er bewundernd emporblicken zum schneeigen Haupt des Fuji oder sich liebend über eine eben aufgeblühte Blume beugen, über alles freut er sich, alles ist ihm täglich neu. Und doch wiederum so vertraut, daß er nicht mehr der Vorlage bedarf, sondern frei aus dem Gedächtnis das draußen eben Geschaute auf Seide oder Papier zaubert.

Besonders lieb sind den Japanern die Kinder Floras, ja es gibt Blumen, die ich Nationalblumen nennen möchte und deren Kommen jedes Jahr Anlaß zu einem Fest gibt. Nicht lärmende Feste wie bei uns, wo Aufwand getrieben, Neben gehalten und viel getrunken wird, o nein! Die ganze Bevölkerung, Reich und Arm, Groß und Klein, wandelt stillvergnügt hinaus an bestimmte Plätze, wo Bäume und Blumen, die gerade „de jour“ sind, besonders schön und reichlich blühen. Die Schulen werden geschlossen, die Kinder, mit dem obligaten Brüderrchen oder Schwesterchen auf dem Rücken, ziehen mit Fahnen voraus, die Alten folgen mit Hibachi, Tabakobon, Tee, Reis und Götstäbchen. Die Kleinen spielen Federball und lassen Drachen fliegen, die Eltern spielen mit, alles ist vergnügt, freundlich und höflich.

Das Blumenjahr beginnt mit den Kirchbäumen. Sie sind hier bedeutend höher und stärker und tragen schöne, gefüllte Rosablüten, dafür aber keine Früchte. Es folgen die poetische, leicht vergängliche Iris und die zart violette Wistaria (*Glycine chinensis*). Ihre schönen starkduftenden Blüentrauben schmücken in bei uns ungeahnter Fülle und Länge alle Mauern, Veranden, Teehäuschen, ja bilden selbständige Bäume (s. Abb. S. 254).

Später füllen sich Kanäle und Teiche mit rosafarbenen Lotosblüten (*Nelumbium speciosum*). Wie sie leuchtet und glüht, die heilige Blume des Ostens! Als ich sie im Uenopark in Japan zum ersten Mal sah, bot sich mir der Anblick unseres Bildes (S. 255), nur strebten noch viel mehr Blumen empor aus dem Wald der großen tiefgrünen Blätter. Blatt reihte sich so dicht an Blatt, daß nirgends das Wasser des Teichs hervorglitzern konnte. Wie ein wogendes grünes Feld war es zu schauen. Ich dachte an die träumerische weiße Wasserrose unserer Bergseen, die still ihr Haupt auf leiser Welle schaukelt, und erkannte ihr den Preis poetischer Schönheit zu. Ein häßlich Bild des Sterbens und der Verwesung bieten im Spätherbst jene japanischen und chinesischen Lotosseen. Das dunkle Grün der Blätter hat sich in ein düsteres Braungrau verwandelt, gleich zerrissenen Fahnen erschauern und rascheln sie im Wind oder hängen auf die dunkle, schlammige Wasserfläche hinunter. Mit dem Lotos ist das Blumenjahr in Japan keineswegs zu Ende. Glühende Farben malt der Herbst im Laubwald: leuchtender noch als unsere Buchen steigen hier die Ahornbäume flammengleich empor, schwefel- und goldgelb, lichtbraun, hell- und dunkelrot, Niesenblumen im tiefen Grün der ernsten Kryptomerien!

Draußen in den Gärten und Anlagen haben sich unterdessen die Sterne der japanischen Lieblings- und Wappenblume geöffnet (s. Abb. 256). Japan ist ihre Heimat. Von Japan aus hat sie ihren Triumphzug auch zu uns angetreten, die wunderbare Goldblume, als fried-



Aus einem ältern japanischen Bilderbuch.

liche Welterobererin allmählich Fuß fassend in jeder Zone und in jedem Klima zur selben Zeit blühend. Als die letzte Blume des Jahres — durch die Nacht, den Schlaf und die Ruhe der Winterszeit vom Frühlingserwachen getrennt — wurde sie uns geschenkt, die edle Tochter des Nebel- und Todesmonats. Sie schmückt die Gräber unserer Lieben am Tage Allerseelen, sie blüht in dem bescheidenen Gärtchen einfacher Landleute, sie prangt in weiten Räumen und Hallen als dankbare Ausstellungsblume. Wie keine andere kommt sie der Kunst des Gärtners entgegen, und jedes Jahr bringt uns neue Formen, neue Färbungen. Eines nur erinnert uns bei der Blume des Novembers an den kommenden Winter: die gedämpften, weichen Farben. Nicht das glühende stolze Rot des sommerlichen Mohns, nicht das tiefe Blau der Kornblume stehen auf ihrer Palette, nein, dem edeln Metall und Gestein, das die Erde birgt, entlehnt die Wunderblume ihre Farben, der Bronze, dem Kupfer, Silber und matten Gold, dem leicht rauchfarbenen Amethyst, dem dunkeln Granatstein, der lange dem Meer enthobenen gelblich gewordenen Perle und dem nordischen Bernstein.

Die Japaner verehren ihre Blume. Wenn sie blüht, veranstaltet der Mikado große Feste. Chrysanthemum nennen japanische Eltern gerne ihr ältestes Töchterlein, eine Chrysanthemumblüte zeigt das kaiserliche Wappen, und regierenden Fürsten und höchsten Staatsbeamten wird der Goldblumenorden erteilt. „Erhabene Taten und ehrenvolle Handlungen“ lautet seine Devise. Möchte dieser schöne Spruch besonders jetzt, wo Japan zum ersten Mal gegen eine europäische Großmacht zu Feld zieht, im Herzen jedes seiner Söhne einen Widerklang finden! Dann wird sich auch der stolze Ausspruch seines bedeutendsten Staatsmanns, des Marquis Ito, bewahrheiten: „Die rote Scheibe in unserer Nationalflagge soll nicht länger eine Oblate auf einem verschlossenen Brief sein, sondern auch das, was sie ja ursprünglich bedeutete, das Sinnbild der aufgehenden Sonne, die sich vorwärts bewegt und aufwärts steigt inmitten der aufgekärten Nationen dieser Erde.“

Cäcilie von Rodt, Bern.



Aus einem ältern japanischen Bilderbuch.

Plauderei über Japan.

Von Lotte Huebner, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Wenn meine Großmutter gar nicht mehr wußte, womit uns moderne Kinder erfreuen, griff sie nach einem alten verrosteten Schlüsselbund, ging an einen eichengeschnitzten, altertümlichen Kasten und entnahm ihm allerlei buntes Zeug: Spizen, Tücher, Bänder und Broschen. Die hatte sie auch noch von ihrer Großmutter, und seit Urväterzeiten lagen diese Schätze unberührt und fest verschlossen. Die gab sie uns dann; wir modernen Kinder erfreuten uns an dem altmodischen Zeug, pugten daran herum, bis es ganz neu schien, gaben ihm eine Verwendung zu modernen Zwecken — und hatten mit einem Mal das Neueste vom Neuen, das Modernste, Interessanteste, etwas, was uns und unsere Freunde in Atem hielt.

Genau wie meine Großmutter mit uns modernen Kindern, macht es die Kultur. Hat sie gar nichts mehr bei sich, was uns erfreuen könnte, geht sie langsam und leise in die große Vorratskammer, holt dort etwas ganz Altes, Verstaubtes und Vergilbtes heraus und präsentiert es den modernen, gesättigten Menschenkindern. Die pugten und modeln daran herum, bis sie aus dem Alten etwas Neues, „Modernes“ gemacht haben, das nun doppelt so modern und interessant ist, weil es schon so lange existiert und so uralte ist — nur daß man es nicht kannte. So ist es uns nun eben auch mit Japan gegangen.

Bis zur Hälfte des vergangenen Jahrhunderts war Japan ein versiegeltes Buch, bewahrte seine Gehege und seine Zivilisation ängstlich vor fremden Einflüssen, höchstens daß die Chinesen und ein kleiner Teil der Holländer Handelsbeziehungen in beschränktem Maße mit Japan unterhalten durften. Erst im Jahre 1853 landete eine amerikanische Flotte unter General Perry in Uruga bei Tokio und verlangte von der Regierung

die Öffnung des Landes für Handel und Ansiedlung. Wohl oder übel fügte sich die japanische Regierung und unterzeichnete den vorgelegten Vertrag. So zur europäischen Zivilisation gezwungen, sahen die rasch denkenden, praktischen Japaner sofort deren Vorzüge ein, und nirgends zeigt die Weltgeschichte die so schnelle Veränderung eines Volkes wie in der Europäisierung Japans. Das Beibehalten althergebrachter Sitten und Ideen aber, die durch Generationen eingeseihten Ansichten, gemischt mit den Einflüssen unserer Zivilisation, geben dem Volkscharakter jenes eigentümliche Durcheinander fröhlicher Kindlichkeit und nervösen Ehrgeizes, das wir nicht recht schätzen können. Man nennt Japan oft «the land of happy children» und nicht mit Unrecht. In ihren Mußestunden sind die Japaner Kinder, das heißt genußfreudige Menschen mit kindlichem Gemüt. Ihr Verständnis und ihre Liebe für die Schönheiten der Natur nährt die reiche Farben- und Formenfülle des Landes, das als ein ununterbrochener Garten 145,000 Quadratmeilen umfaßt. Die Japaner lieben Blumen ungemein, sie sind ihnen unentbehrlich: jedes Haus hat einen Garten, und dies ist vielleicht der einzige Luxus, den sich alle ausnahmslos gestatten. Sie haben ihren Kalender nach Blumen benannt, sie haben ihre Feste für jede besonders schöne Gattung von Blumen und Bäumen; bevorzugt aber sind die Feste zur Zeit der Kirschblüte und der Chrysanthemen. Unter all den Blumen und Düften schwirren die kleinen Japanerinnen in ihren schillernden, flügelartig leichten Kleidern wie bunte Schmetterlinge herum. Die japanischen Frauen sind klein und zierlich. Sie haben eine Vornehmheit und Schönheit in ihrer Art, sodas z. B. H. Straz japanische Frauengestalten als Aktstudien ver-